

Woher wir kamen und wohin wir gingen

von Marie Menke

In der Kleinstadt, in der wir aufwuchsen, warteten wir darauf, frei zu sein. Wir glichen Insekten gefangen in einem Spinnennetz - allerdings mit dem Unterschied, dass das Leben auf dem Land für uns von Geburt an befristet und das Ablaufdatum seit unserer Einschulung in Stein gemeißelt war. Wie lange es mit dem Eintreten der Freiheit noch dauern würde, konnten wir ganz leicht an der jeweiligen Schulklasse ablesen.

Wir waren gelangweilt von den Lehrern und Mitschülern, von der Musikschule und des Sportvereins, von den Bäumen und den Bergen, aber immerhin waren wir zu zweit. An den Nachmittagen lagen Romy und ich nebeneinander auf meiner geblühten Bettwäsche und ließen unsere Füße in den gleichen karierten Socken vom Bett baumeln. Der Wald, der die Kleinstadt, in der wir aufwuchsen, wie ein Wall umschloss, ragte mit seinen Ästen bis in mein Kinderzimmer und wir hörten dem Rascheln der Blätter zu, während wir den Rauch von selbstgedrehten Zigaretten kreisrund aus dem Kipfenster in der Dachschräge pusteten.

Sobald die Sonne untergegangen war, sprachen wir darüber, was wir mit unserer zukünftigen Freiheit anfangen würden. Dann schmiedeten wir Pläne, bis entweder der Husten oder die Angst vor der Zukunft uns die Sprache verschlugen.

Als unsere Grundschullehrerin empfahl, uns auf ein Gymnasium zu schicken, schnitt meine Mutter sich die Haare ein Jahr lang selbst. Von dem gesparten Geld kaufte sie eine Enzyklopädie, die mich mit dem notwendigen Wissen versorgen sollte.

Romys Eltern sahen in der Gymnasialempfehlung keine Herausforderung, die es zu lösen gab: Sie hatten studiert, wussten also alles Nötige selbst.

Von der fünften Klasse an sagten die Lehrer, dass man von uns, den Gymnasiasten, erwartete, nach dem Schulabschluss einen Schlusstrich unter das Landleben zu ziehen. Man hatte hohe Erwartungen an uns, fand ich. Nur dass es Menschen gab, die in der Großstadt geboren wurden, dort aufwuchsen und anschließend dort blieben, das verriet man uns nicht.

Die Kinder der Städter waren es aber, mit denen Romy sich in Köln angefreundet hatte, erfuhr ich, als ich sie in ihrem ersten Semester besuchte. Ihre neuen Freunde waren in den Vierteln und Vororten rheinländischer Großstädte aufgewachsen, nah genug, um am Sonntag zum Kaffeetrinken zu ihren Eltern zu fahren, und ließen sich

nicht einschüchtern von Plattenbauten, Obdachlosigkeit und Türstehern. An einem Samstag lud Romy ihre Kommilitonen, wie sie sie nannte, und mich zum Vortrinken zu sich ein und wir saßen um den Esstisch ihrer WG-Küche. Rostiges Geschirr lag dreckig in der Spüle, Gemüsekonserven türmten sich im Regal, Weißweinfalschen standen in Reih und Glied auf dem Holztisch.

Ein Mann öffnete eine von ihnen und fragte Romy, woher sie kam. Er hatte sich als Tobi aus Zündorf vorgestellt, was ländlicher klang, als es war, wurde mir bewusst, als er von Tannen sprach und Fichten meinte.

Romy nannte München als die Stadt, in der sie geboren worden war, und ließ München stehen, als wäre damit alles gesagt. Sie erwähnte nicht, dass sie keine Erinnerungen an München hatte, ihre Eltern mit ihr umgezogen waren, als sie noch nicht einmal im Kindergarten gewesen war, nannte die Kleinstadt, in der wir aufgewachsen waren, nicht.

Die Großstadt war das Ticket, das es Romy erlaubte dazuzugehören, verstand ich an diesem Abend. Mit einem Mal war es, als könnten mir ihre neuen Freunde die Spuren ansehen, die das Landleben auf mir hinterlassen hatte, als hätte die eisige Kälte auf den Waldwegen im Winter mir Striemen ins Gesicht gezeichnet und mein Körper den penetranten Geruch von dem Lavendel aus dem Garten meiner Mutter angenommen.

Mich fragte niemand, woher ich kam. Die Ignoranz der Stadtkinder ärgerte mich aber nicht, ganz im Gegenteil. Ich war froh darüber, dass Romy es mir ermöglicht hatte, an diesem Abend da zu sein, und zudem bedacht darauf, nicht aufzufallen.

Um ein Haar wäre es mir gar nicht gelungen, Romy in die Freiheit zu folgen, dabei gelang mir das Abitur ohne die Enzyklopädie meiner Mutter. Das dicke Buch verschwand im Regal unter dem Fernseher. Was ich nach der Schule studieren sollte, wusste ich aber nicht und dass es Alternativen zum Studieren gab, erfuhr ich erst, als ich meinen Plan B, ein Freiwilliges Soziales Jahr im Jugendzentrum neben der katholischen Kirche, schon begonnen hatte und dort von Erzieherinnen umgeben war. Es gefiel mir so gut, ich überlegte zu bleiben.

Romy hatte bei ihrem Umzug in die Großstadt eine ganze Küche gekauft, besaß nun unzählige dicke Wälzer und würde im Sommer mit dem Hochschulsport ins Surfcamp nach Portugal fliegen. Ich bekam Angst, zu wenig Geld zu haben, um das Studieren genießen zu können, würde ich nicht zuerst eine Weile arbeiten.

Ich könnte nach der Ausbildung noch immer studieren, sagte der Berufsberater von der Arbeitsagentur. Einser-Abitur hin oder her, es leuchtete mir ein.

Als ich Romy davon erzählte, lachte sie darüber.

Dass man auch mit Abitur eine Ausbildung machen konnte, erfuhr sie von mir. Dass Bildung eine Investition war, lernte ich hingegen von Romy. Sie war kniepsig, wie meine Mutter sagte, wenn es um Kleidung und Restaurantbesuche ging, aber niemals wenn es um Bücher und Museen ging. Ihre Eltern waren darauf vorbereitet, sie länger als nur bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag durchzufüttern, als Gegenleistung erwarteten sie eines Tages einen Studienabschluss. Meine Eltern fanden, dass man für Arbeit mit Geld bezahlt werden sollte, statt mit einem Abschlusszeugnis. Ein Studium stellte ich mir als netten Zeitvertreiber vor, bis Romy mir erklärte, dass es die intensivste Zeit des Lebens im Fall ihrer Eltern gewesen war, demnach auch in ihrem Fall sein würde, in meinem Fall sein könnte.

Das Problem mit Romys Eltern war, dass sie keine Freunde hatten, jedenfalls nicht während unserer Schulzeit und nicht in der Kleinstadt, in der wir aufwuchsen. Es machte mir Sorgen, weil ich wusste, dass ihr Alleinsein daran lag, wer sie waren, eine Anwältin und ein Mathematikprofessor, Akademiker also, außerdem Zugezogene, ehemalige Städter, und weil ich ebenso gut wusste, dass ich eines Tages auch studieren wollte - und zwar woanders.

Wenn ich eh gehen würde, dann am besten kurz und schmerzfrei, entschied ich.

Kaum war ich Romy gefolgt, da fanden ihre Eltern Anschluss - nicht dass es da einen Zusammenhang gegeben hätte - und gliederten sich ein in einen Stammtisch aus Anwälten, Lehrern und Ärzten. Wenn meine Eltern die Kegelbahn im Keller der Kneipe am Markt mieteten, holten Romys Eltern ihre Abendgarderobe für Theaterbesuche hervor.

Dekadent, fanden meine Eltern das. Dass das nichts Gutes war, hörte man am Unterton.

Von nun an frühstückte ich mit meinem Holzbrettchen in den Händen im Bett meiner viel zu kleinen Ein-Zimmer-Wohnung, statt in der geräumigen Wohnküche meiner Eltern und bemühte mich, in Hörsälen und Seminarräumen nicht unangenehm aufzufallen, während meine Kommilitonen sich erkundigten, ob sie Professoren in ihren Hausarbeiten zitieren durften, die zufällig auch ihre Großeltern waren.

Mit jeder Woche in der Großstadt wuchs mein Stolz darauf, dass ich mit meiner Freiheit etwas angefangen hatte. Zugleich wurden mit jeder Woche, in der ich meinen Studierendenausweis stolz beim Bezahlen in der Mensa vorzeigte, meine Vokale härter, die Wörter länger und die Anglizismen lagen mir immer öfter schon auf der Zunge, bevor ihre deutschen Entsprechungen sich einen Weg in meinen Mund bahnen konnten. Als ich in den Semesterferien zu meinen Eltern aufs Land fuhr, musste ich feststellen, dass ich meine Muttersprache verlernt hatte. Sie

beäugten mich argwöhnisch, als es mir nicht gelang, beim Abendbrot das Gender-Sternchen herunterzuschlucken.

Mit einem Mal sprach ich nicht nur, wie Romy es jahrelang getan hatte, ohne dass es auf mich abgefärbt hatte. Ich sprach auch wie ihre Eltern. Wenn Romy sie besuchte, machte sie sich keine Sorgen um Vokale, die die Großstadt verhärtet hatte, vermute ich. Die Vokale ihrer Eltern waren schon immer hart gewesen, selbst die Umlaute sprachen sie korrekt aus, statt aus dem Schälmesser ein „Schehlmesser“ zu machen.

Lange glaubte ich, Romys Eltern müssten Romy Schneider-Fans sein. Anders hatte ich mir die Namenswahl nicht erklären können. Als ich Romy in der siebten Klasse darauf angesprochen hatte, hatte sie Romy Schneider aber nicht gekannt und Britney Spears und Lady Gaga ebenso wenig, hatte keine Musikvideos auf MTV geschaut und Michael Jackson nicht von Elvis Presley unterscheiden können. Dafür hatten Buddenbrooks auf ihrem Kopfkissen gelegen, daneben die Noten für ihre Geige.

Im zweiten Semester las ich widerwillig Bourdieu, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Wohlhabende Menschen, die Oberschicht, vielleicht auch nur die obere Mittelschicht, Menschen mit ökonomischem Kapital jedenfalls, wie es im Akademikersprech hieß, die sich schon allein darin von anderen unterschieden, dass sie im Reformhaus nach Dinkelmüsli statt im Discounter nach Cornflakes griffen – plötzlich ergab alles Sinn. Bourdieu hatte das Buch aus dem Syllabus meines Soziologieseminars geschrieben, um mir meine Freundschaft zu Romy zu erklären, da war ich mir sicher.

Nach der Klausur legte ich Bourdieu aber wieder weg. Auf der Diskriminierungsskala schnitt ich nicht weit genug unten ab, um mich zu beschweren, fand ich, war in einem Haus aufgewachsen mit einem Vater, der einen sicheren Bürojob hatte, und einer Mutter, die immer für mich da war, mit Urlauben an der Nordsee, einer abonnierten Tageszeitung und der Freiheit, mit meinem Leben zu machen, was auch immer ich wollte.

Sowieso hatte Bourdieu vergessen, mir zu erklären, dass der Unterschied zwischen Romy und mir nicht nur in dem lag, von dem Romy mehr hatte, sondern auch in dem, das sie ablegen durfte, während man mich nicht vor die Wahl stellte.

Als mein Vermieter Eigenbedarf anmeldete, ging Romys Mitbewohnerin in den Drogenentzug, also zog ich in dem frei gewordenen Zimmer ein. Statt im Schneidersitz auf meinem Kopfkissen, frühstückte ich mein Butterbrot nun neben

dem alten Klavier von Romys Vater, während Romy selbst Leinsamen in ihre vorgekochten Buchweizen rührte.

Eingerahmt auf dem Klavierdeckel stand ein Foto von Romys Familie, sie selbst so groß, dass sie ihrem heutigen Ich nur bis zum Bauchnabel gereicht hätte, daneben ihre vier älteren Brüder, alle auf Skiern und mit roten Wangen, im Hintergrund die Alpen.

Um mich weniger fremd zu fühlen, kaufte ich einen Bilderrahmen im Drogeriemarkt und ließ ein schwarz-weißes Porträt, das man im Kindergarten von meiner Schwester und mir gemacht hatte, entwickeln. Augenblicke, stand verschnörkelt unter unseren schüchtern in die Kamera blickenden Gesichtern.

Romy hielt sich den Bauch vor Lachen, als sie es sah. Ob ich das ernst meinte, fragte sie.

Ich lachte mit ihr darüber, wie stillos die Kindergartenfotografie doch war, packte das Bild am nächsten Tag vorsichtig in Papier ein und ließ es dann in einem meiner Umzugskartons verschwinden.

Meine Mutter hatte geweint, als ich mit dem Bestellschein, in dem man eintragen sollte, welche Bilder man kaufen wollte, aus dem Kindergarten nach Hause gekommen war. Es hatte an ihr gekratzt, dass alle ständig Geld von ihr wollten und sie es doch nicht selbst verdienen konnte, solange sie sich um mich kümmerte. An dem Morgen, an dem der Fotograf den Kindergarten besucht hatte, hatte sie mir trotzdem mein schönstes Kleid angezogen, ein Blaues mit Stickereien, ursprünglich für die Kommunion meiner Cousine.

Romys Eltern dachten nicht daran, stillose Fotografien aus dem Kindergarten zu kaufen.

Sie befürchteten nicht, andere könnten denken, sie hätten kein Geld, wenn sie als Porträts festgehaltene Augenblicke ihrer Tochter nicht kauften, befürchteten nicht, andere könnten denken, sie kümmerten sich nicht um ihre Kinder, wenn sie ihrer Tochter an besonderen Tagen nichts Besonderes anzogen, befürchteten auch nicht, andere könnten denken, sie liebten ihre Kinder nicht, wenn schwarz-weiße Aufnahmen ihrer Tochter nicht im Wohnzimmer hingen. Romys Eltern dachten schlichtweg nicht daran, sich um die Gedanken anderer zu scheren. Wer Klasse hat, ist frei selbst zu entscheiden, wo er schlampen möchte, hätte ich Bourdieu gerne ins Gesicht geschrien oder zumindest mit Kugelschreiber am Rand notiert, aber das ging nicht. Das Buch war schließlich geliehen.

Romys Wohnung blieb Romys Wohnung, auch als ich darin wohnte. Jedes Mal, wenn ich die Tür aufschloss, trat ich ein in ein Leben, das nicht mir gehörte.

Vermutlich lag es daran, dass Romy die Wohnung eingerichtet hatte. Sie besaß nicht nur die Küchenzeile, sondern auch eine Mikrowelle und einen Pürierstab, während ich nur die Küchenwaage beigesteuert hatte, die meine Großmutter mir zu Weihnachten geschenkt hatte, besaß ein Regal, das bis zur Decke mit Büchern gefüllt war, während ich mich beeilte, eine Büchereimitgliedschaft abzuschließen, und besaß einen Fernseher so groß wie mein Kinderzimmerfenster, während ich ihr Streaming-Passwort abtippte, um Serien auf meinem Handy zu schauen.

Die Wohnung lag in einem Mehrfamilienhaus, in dem wir als Einzige keine Familie waren. An einem Schwarzen Brett im Hausflur hingen immerzu lauter Zettel. Hausbewohner machten Werbung für die Spendensammlung im Kindergarten ihrer Töchter, suchten Käufer für ihren alten Hochstuhl und wiesen auf das Verbot von Blumentöpfen auf Fensterbänken hin. Es könne jemand auf dem Gehweg zu Schaden kommen, sollten sie herunterfallen.

Auf dem Land hing man keine Zettel auf, dachte ich, wann auch immer ich an dem Schwarzen Brett vorbeiging. Dort klingelte man an fremden Haustüren, um Spenden zu sammeln, für alte Hochstühle gab es Garagenflohmärkte und um Blumentöpfe auf Fensterbänken machte man sich keine Sorgen. Häuser standen schließlich nie direkt an der Straße. Man drohte auch nicht damit, rechtliche Wege einzuleiten, man sprach den Übeltäter einfach darauf an, schaute bei ihm vorbei, zuerst mit selbstgemachtem Kuchen, dann mit immer griesgrämiger Miene. Zuletzt brachte man Unterstützung mit, so wie ich damals Romy, als wir unsere Nachbarn darum gebeten hatten, nicht länger welke Salatblätter über den Zaun in das Hühnergehege meiner Eltern zu werfen.

Einmal trat ich über die Schwelle unserer Wohnung, stand mit einem Mal mitten in Romys Leben und sah, wie sie Klebestreifen an einem Stück Pappe befestigte, auf dem sie mit Filzstift daran erinnerte, dass das Abstellen von Fahrrädern im Flur verboten war.

Ein anderes Mal kam ich nach Hause, da standen ein prall gefüllter Reiserucksack und drei Umzugskartons in unserer Küche und neben ihnen Romy, die Füße in dicken Wanderschuhen, der Körper vergraben in einer Softshell-Jacke. Ich öffnete den Mund, aber Romy antwortete, ohne dass ich meine Frage stellen musste.

Sie hatte ein Zugticket nach Italien gekauft, würde anschließend mit der Fähre nach Griechenland übersetzen, dann mit dem Bus nach Istanbul fahren und von dort aus nach Izmir, Antalya und anschließend immer weiter. Sie hatte alles in den Rucksack gepackt, das sie unterwegs brauchen würde, und den Rest in Umzugskartons. Die würde sie spätestens im Herbst abholen, denn dann würde sie ihr Masterstudium in England beginnen, die Zusage war gerade in ihrem E-Mail-

Postfach aufgetaucht. Ihre Karriere war gesichert. Vielleicht würde sie die Kartons auch schon früher abholen, immerhin war die Wanduhr ihrer Großmutter darin und wenn sie das Erbstück ihren Eltern nicht zurückgab, würden diese es sich mit den britischen Studiengebühren vielleicht noch einmal überlegen. Zuerst einmal würde sie aber reisen, bis auf ihrem Bankkonto nur noch genug Geld für einen Rückflug übrig sein würde, und wann das sein würde, konnte sie ja nicht wissen. Für den Fall, dass sie gar nicht zurückkommen würde, hatte sie eine Vollmacht unterschrieben, die mir erlaubte, den Inhalt der Kartons zu spenden, bis auf die Wanduhr. Die sollte ich ihren Eltern bringen.

Mit dem Wanderschuh schob Romy mir einen noch leeren Pappkarton entgegen.

Für dich, sagte sie.

Als ihre Untermieterin musste ich aus der Wohnung ausziehen, als Romy auszog, also zog ich in meinem vierten Semester aus ihrem Leben aus und als ich schon einmal dabei war, gleich auch weg aus der Großstadt.

Oben ist die Luft frei

von Verena Schieber

Anna geht den Berg hinauf, mitten in der Sonne. Sie schnauft. Sie schaut nicht zurück, sie geht weiter. Sie schnauft den Berg hinauf und verletzt dabei den Schwur, an der Bergwacht Halt zu machen. Sie klopft nicht dreimal auf Holz. Sie hat nur den Rucksack dabei und die Dinge darin. Das Handy hat sie endgültig nicht mitgenommen und die Trinkflasche im Bus vergessen. Anna steigt und schwer ist der Sack auf den Schultern. Sie sackt zwischen den Schultern in das Kreuz hinein und kriecht schwitzend weiter, ohne Wasser, ohne LTE-Netz zwischen den letzten krummen Bäumen ohne Nadelkleid. Es ist nicht kalt. Es ist nicht weit. Auf der letzten Reise hat ihr Peter den Stock geschenkt, nur einen, den sie stets in der linken Hand hält und ungeübt, wie sie es ist, im falschen Rhythmus zu ihrem Gang unregelmäßig in den Boden sticht. Es ist keine Hilfe. Sie stützt sich hin und wieder auf den Stock, wenn sie Halt macht und den Rucksack absetzt, sich benässt mit den wenigen Tropfen des fast ausgetrockneten Baches. Anna ist fertig. Sie ist jetzt fertig und könnte gehen.

An der nächsten Weggabelung stehen wieder die Wanderschilder. Es zeigen vier Schilder in drei Richtungen. Es stehen Rauten darauf in verschiedenen Farben und mit Zahlen und mit Orten. Anna folgt blau. Blau geht nach oben, geht steil, geht auf festem Waldboden, geht auf Gestein, geht bald in der brütenden Hitze ohne Schatten den Berg hinauf. Blau ist Terrain, ist Sonne am Himmel ist Anna, die geht, ist Anna, die ist frei.

Vorsichtig dreht sie einen Stein um, seine Unterseite ist noch frisch, ist kalt. Sie führt ihn zur Stirn.

Sie sitzt am Boden, mit dem Stein.

Sie ist gefallen, etwas unter dem Knie blutet.

Die Sonne scheint.

Anna nimmt ihn noch einmal in die Hand, den Stein, den halbkühlen Stein, sie dreht ihn sanft, drückt ihn, reibt, wünscht sich einen Geduldsstein, hadert mit dem Blau und dem Weg, spürt den Schweiß in der offenen Wunde brennen, das Gehen, das Liegen, das Fallen, in der offenen Wunde stehen.

Es ist nicht still. Nur, weil keine Autos fahren, weil keine Menschen ihre Kinderwägen durch den Park schieben, weil niemand telefoniert, ist es nicht still.

Es ist eigentlich ziemlich laut. Anna versteht es jetzt: Es ist laut in den Bergen, es ächzt, kreischt, geiert, mäht, es rauscht und reißt, es schreit, hämmert, seufzt, es

trampelt, stochert, quietscht, es muht, meckert, zischt. Es ist laut. Und dazu die lauten Gedanken in Annas Kopf und das Badumbadum in ihrer Brust. Es schwielt, es schwärzt sich der Weg.

Vor Schmerz drückt sie die Augen zu, doch sie läuft, das Blau läuft ihr am Bein hinab. Sie geht weiter, nicht zurück. Das gehört dazu. Sie hat den Rucksack irgendwo abgestellt und ihn dort stehen lassen. Sie hat nur noch das Bein dabei, das Bein nimmt den Raum ein, der Schmerz, die Angst, nicht mehr zu sehen, wohin die richtige Raute führt.

Die Sonne scheint. Nur ein leichter Wind deutet an, dass ein Tag zu Ende gehen kann.

Anna schweigt. Alles andere verschwimmt zu einem einzigen Ton in ihrer Bauchspeicheldrüse. Sie kotzt es aus, würgt in das Gras, in der krummen Tanne wundert sich ein Käferlein.

Das LTE-Netz umschlingt ihren Nacken, nestelt an den feuchten Strähnen, die an ihrem Rücken festkleben, es leckt sie genüsslich von allen Seiten.

Aber sie hat kein Endgerät.

Hämisch blinzelt das Netz in der Sonne, hinterlässt Kacheln im Raum, die Anna tapfer durchsteigt. Wo ist der Empfang.

Eventuell steigt ein Berg über den Rand der Sonne und kippt synchron mit der Nacht aus den Stiefeln.

Vielleicht flüchtet ein Zicklein und stolpert über die umgedrehten Wurzeln.

Anna liegt im Gras. Sie hat die Welt als Rucksack, denn sie liegt oben.

Alles ist weich.

Sie hat den Schmerz vergessen.

So finden wir sie vor: weich.

So muss es sein (eine Notwendigkeit)

(Leseprobe)

von Leonie Ziem

1 Ada öffnet die Augen und sieht einen Fisch. Er schwimmt im Aquarium herum, zwischen ihr der Ozean und eine Lampe, die flackert. Ada denkt an ihre Schwester. Adas Schwester sagt, sie kauft im Supermarktregal nur Produkte, die im dritten Fach von oben liegen, das

ist Luxus,

brüllt Adas Schwester. Das

ist Luxus,

ist die teuerste Ablage direkt auf Augenhöhe.

Dabei kauft Adas Schwester nie selbst ein. Adas Schwester erzählt auch, die Tür ausversehen fürs Fenster gehalten,

herausgefallen auf

dem weg von einem mit Muskeln ausgestattetem

Vogel

im Sturzflug

aufgefangen,

überlebt.

(»Schau dir die Überwachungsvideos an, wenn du mir nicht glaubst!«). Wenn Ada ihre Schwester im Gefängnis besucht, nickt sie als erstes der Person am Empfang zu, dann schüttelt sie die Hand der Gefängnisaufseherin. Auf dem Weg zum Empfangsraum lächelt sie einem Typen zu, der sich selbst »Feter Pox« nennt und von dem sie weiß, dass er darauf achtet, dass niemand ihrer Schwester was tut. Als würde ihre Schwester nicht darauf achten, dass man ihr nichts tue. Adas Schwester sagt, wenn sie eines ändern könnte,

dann die Lichtsituation.

Das helle LED-Licht auf den Gängen würde sie durch orangefarbenes Licht ersetzen. Lampenschirme statt Deckenleuchten. Ada fasst mit ihrer Hand in das Aquarium und schaltet das Licht mit dem Wackelkontakt aus. Ein tiefschwarzer Ozean. Ada tritt aus der Wohnung, in die Bahn, steigt drei Mal um. Sie steht im Dämmerlicht vor dem Gebäudekomplex des Gefängnisses und hält einen Augenblick inne, so, wie sie es schon dutzende Male zuvor getan hat.

»Do you have a cigarette?«

Ada dreht sich herum, verneint. Sie stehen trotzdem eine Weile zusammen vor dem Gefängnis herum. Tauschen Banalitäten aus. Oder auch: die Wörter wackeln hin und her. Ada strafft die Schultern und setzt sich in Bewegung.

»Do you need company?«

Ada schüttelt den Kopf, lächelt und geht, einen kleinen Umweg, nimmt Eingang B statt A.

»Did I disturb you with my words?« Ada dreht sich nur kurz um. Die Sprechanlage knackst einladen und Ada verschwindet schutzsuchend hinter der Gefängnismauer.

Ada nickt der Person am Empfang zu, schüttelt die Hand der Gefängnisaufseherin und ruft im Vorbeigehen an der Zelle von Feter Pox eine Begrüßung, er schaut nicht hinaus. In diese Abteilung dürfen nur die hinein, die durch ihr tadelloses Benehmen auffallen. Die einzelnen Zellen sind nicht abgeschlossen. Es gibt einen kleinen Gemeinschaftsbereich, den sich acht Gefangene teilen. Die Wände sind hellblau gestrichen, ein unangenehmer Schluckauf sucht Ada heim.

Adas Schwester sitzt im Empfangsraum und flechtet ihre Haare. Jeden Tag, sagt Adas Schwester,

jeden Tag

warte ich, dass du kommst, damit ich dir zeigen kann,
was aus mir geworden ist.

Adas Schwester ist aus Fleisch.

Ich bin aus Fleisch! sagt Adas Schwester. Meine digitale Person, sagt Adas Schwester, habe ich abgestreift.

Sie sitzt wegen geschäftsmäßigen Betrugs, es fing mit Ebay-Betrug an, also einfach einen Föhn hochgestellt, kassiert und nie verschickt, war ganz easy, usw. Ob es immer der selbe Föhn gewesen sei, wollte der Staatsanwalt in der Verhandlung von Adas Schwester wissen. Ada geht zwischen den parkenden Autos hindurch Richtung U-Bahn, Besuchszeit vorbei. Adas Schwester hat gesagt, sie sei einsam. Was mit Feter Pox sei, wollte Ada wissen und ihre Schwester hat lange

(in der Zwischenzeit passierte nichts)

geschwiegen.

Feter Pox ist Teil der Internationalen-Insassen-Bewegung. Er hat sich erst im Gefängnis politisiert. Ada läuft die Straße entlang und denkt an Feter. Sie empfindet:

(ja was denn)

(sag doch jetzt)

(komm schon)